



Eine Lesereise quer durch Frankfurt

Im Frankfurter „Café Libretto“ tum- meln sich Herren in abgewetzten Tweedsakkos, Damen in pastellfarbenen Blusen und Frührentner in greller Multifunktionskleidung. Neben dem Eingang halten zwei sportive Männer mit um die Schultern gelegten Pullis ei- nen Plausch der Sorte „Danke. Und selbst?“. Zwischen den Gästen läuft Gabriele Seynsche auf und ab. Ein biss- chen streng schaut sie drein, ihren De- bütroman „Café Carl“ hat sie fest an die Brust gedrückt.

Der Abend markiert den Auftakt ei- ner besonders angelegten Lesereise, die Seynsche in neunzehn Stationen ausschließlich durch Frankfurt führt. Zu den Veranstaltungsorten zählen un- ter anderen der Tigerpalast, der Media- campus und der Dielmann Verlag. Am Ende der Tour wird Seynsche ihr Buch einmal von vorne bis hinten vorgele- sen haben – eine Aktion, die das Span- nungspotential seriellen Erzählens nutzt. Im Idealfall endet jede Lesung mit einem Cliffhanger im Text. Ein sol- ches Unternehmen funktioniert aber nur, wenn das Publikum die Möglich- keit hat, alle Stationen ohne Umstände zu erreichen. Eine große Lesereise durch Deutschland ließe sich so kaum aufziehen.

Hauptberuflich ist Seynsche als Psychotherapeutin und Mental-Coach tätig. Auf ihrer Homepage finden sich Informationen über gelingendes Ge- fühlsmangement und Strategien zur Wiederherstellung des Kontakts zum eigenen Körper. Das klingt verdächtig nach einer Affinität zu Klangscha- len, Energiesteinen und Astrologie. Und tatsächlich, auch im Roman sind wir gleich auf der ersten Seite beim The- ma: „Saturn, der Bringer der alten Zei- ten“, sei „im Anmarsch“ und mache „den Menschen das Leben schwer“. Dem Begleitblatt zur Lesung kann man entnehmen, worum es in dem Buch sonst noch geht: Im Mittelpunkt stehen drei Frauen und deren „Faible für Carl, den charismatischen Inhaber eines legendären Cafés in Frankfurt“.

Seynsche hat inzwischen Platz ge- nommen. Sie liest nicht nur behutsam, sondern auch so leise, dass sie prompt vom Kühlsystem der Eisvitrine über- tönt wird. Andere Geräusche stören ebenso: klapperndes Besteck, gluckern- de Getränke, surrende Maschinen. Ei- gentlich erfordert die Dynamik der Umgebung eine lebendige Darbietung. Seynsche jedoch wirkt geradezu ent- rückt, als läse sie nur für sich. Diese Zu- rückhaltung kontrastiert auf frappie- rende Weise mit der überspannten Dik- tion des Romans, der insgesamt als Leistungsschau stilistischer Entgleisun- gen taugt. Es treten darin Figuren auf, die nicht „Polizei“ sagen, sondern „grünweiße Fraktion“. Frauen haben kein „helles“, sondern ein „silberhel- les“ Lachen, sie sind nicht „hübsch“, sondern „bildhübsch auf eine sehr aparte, einprägsame Art“. Die Hoff- nung, dass solche Mängel letztlich durch einen gelungenen Cliffhanger aufgefangen werden, erweist sich als unberechtigt. Der Plot langweilt an je- der Stelle. Lust auf mehr macht das nicht.

KAI SPANKE

Kritik in Kürze

Kaukasische Kinder

Dreizehn ist ein Alter zwischen Kind- sein und Erwachsenwerden. Zu dumm, wenn einem da der Krieg dazwischen- kommt, wie bei Ketewan, genannt Zknapi, zu Deutsch Knirps. Im Unter- schied zu ihrer gleichaltrigen Freundin Ninzo sieht sie noch aus wie ein Kind, eines, dem die Kindheit gestohlen wur- de. Auf der Suche nach Nahrung für ih- ren Bruder, elend die Verhältnisse. Wor- te, gefährlich wie Tretminen. Ein außer- gewöhnliches Buch, das, so kann man nur ahnen, kongenial übersetzt ist. Kein Happy End, nirgendwo. Dass man die gut hundert großbedruckten Seiten des zarten Bandes ehrlicherweise als Erzählung hätte bezeichnen sollen, änd- ert nichts an der subtilen Eindringlich- keit dieses Debüts der 1979 in Georgien geborenen und in Budapest zu Geschlechterfragen promovierten Tamta Melaschwilli. Chapeau! (*Tamta Melaschwilli: „Abzählen“. Roman.* Aus dem Georgischen von Natia Mikeladse- Bachsoliani. Unionsverlag, Zürich 2012. 110 S., geb., 16,95 €.) sber.

Literatur

Die Stunde zwischen Hund und Katze

Natur- und Kunstgeschichte der Hausfrauen und Haustiere: Silke Scheuermann taucht in ihrem neuen Roman „Die Häuser der anderen“ tief in die schäbige Welt der bürgerlichen Verlierer ein.

Man muss keine besonders feine Nase haben, um die überragen- de Bedeutung des Hundes im Kuhl- mühlgraben zu erschnüffeln: „Vorne protzte man mit den Autos, hinten mit den Hunden.“ Kuhl- mühlgraben (wie das Naturschutzgebiet in Silke Scheuermanns Heimatstadt Offenbach) heißt die Straße im vornehmen Osten Frankfurts, in der „Die Häuser der anderen“ stehen, und die Grenze zwischen Natur und Kultur läuft mitten durch ihre Bewohner.

Verzweifelte Hausfrauen in gepflegten Einfamilienhäusern verwöhnen taube Pekinesen mit Kalbsleberwurst, taufen Bull- doggen auf den Namen Mortimer und hal- ten sich Chow-Chows, Riesenpudel und Bernhardiner als Joggingbegleiter und Statussymbole, Seelentröster und pfle- geleichten Kinderersatz. Hunde machen Dreck, stören den Hausfrieden und die Harmonie von Marcel-Breuer-Leuchte und Ettore-Sottsass-Sofa, Delphinarcap- cio und Essstörung. Aber im Gegensatz zu Kindern widersprechen sie selten, und notfalls kann man die „Versuchslebewe- sen“ im Tierheim abgeben.

Benno, der beste Freund der Kunstge- schichtlerin Luisa Temper (in Scheuer- manns letztem Roman „Shanghai Perfor- mance“ war sie noch Assistentin einer glo- bal operierenden Künstlerin), ist einfühls- amer und geduldiger als Christopher, der Biologe, der sich gerade mit einer Arbeit über Zwitterblumen und Selbstbestäubung habilitiert. Luisa hat sich in ihrer Ehe effi- zient eingerichtet und geschmackvoll selbst bestäubt, aber das Schöner-Wohnen- Ambiente zeigt bereits Risse: Sie und ihr

Morgen auf unserer Literatureseite

Lena Bopp: Guy de Maupassant sticht in See

Ernst Osterkamp: Karl Ove Knausgård bleibt zu Hause

Mann sind einander so fremd wie Kunstge- schichte und Biologie, Designermöbel und struppige Natur. Als das Paar Nicht- Anne hüten soll, kommt es zum Eklat. Das altkl- uische Mädchen fordert seine Tante mit seiner streberhaften Unterwürfigkeit heraus und findet in Christopher, der schon lange un- ter dem hysterischen Perfektionismus sei- ner Frau leidet, einen Verbündeten. Eine lä- cherliche Bildungslücke – im Gegensatz zu Anne und Christopher weiß Luisa nicht, dass ein Liger eine Kreuzung aus Löwe und Tiger ist – bringt ihr geregeltes Leben durcheinander. Luisa kann Picknicks im Grünen nach kunstgeschichtlichen Vorbil- dern arrangieren und weiß alles über das



Last Exit Frankfurt-Ostend: Doch Silke Scheuermann spürt das Grauen natürlich auch hinter diesen Fassaden auf.

Foto Dieter Rüchel

Spätwerk von Rubens, aber alles, was lebt, scheint sich gegen sie verschworen zu ha- ben. „Da bilde ich mir ein, meine Bilder ge- hören nur mir, niemand macht das wie ich, niemand hat diese Eigenart, und dann kommt diese Achtjährige und richtet mich her, damit ich in ihr Bild passe, es ist nicht zu fassen.“ In solchen Momenten hilft auch ein treuerziger Hundeblick nicht mehr.

Wie schon in „Die Stunde zwischen Hund und Wolf“ beschreibt Scheuermann auch in ihrem dritten Roman die Leiden je- ner „armen, reichen Mädchen“, denen Psychiater so wenig helfen können wie Therapiehunde: Karriere und Kinder, Emanzipation und Liebe, Kunst und Le- ben sind letztlich unvereinbar. Veronica, Bennos Hundesitterin, hat schon bessere Tage erlebt; jetzt leert sie Luisas Alko- holvorräte und kotzt auf ihren Perser, eine Art Rache an ihrer vom Glück bevorzug- ten Freundin.

Die Taunstäts – er Promi-Tierarzt, sie Fernsehmoderatorin von Sabine-Christi- anen-Format – halten sich zwei niedliche Chow-Chows und einen Adoptivsohn, aber irgendwann dreht Mark durch und erschlägt seinen Stiefvater mit dem Baseball- schläger. Die alte, kranke Hündin Kitty trauert mehr um ihr Herrchen als Doro- thee, Christophers Geliebte. Kitty träumt noch vom Rennen und Jagen und Revier- verteidigen, Dorothee hat mit allem abge-

schlossen. „Wir vergessen unsere Träu- me“, heißt es einmal, „aber unsere Träu- me vergessen uns anscheinend nicht.“

Beschrieb Scheuermann bisher vor al- lem Einsamkeit und Entfremdung in den besseren Kreisen der Künstler und kultivierten Vorstadtbewohner, so taucht sie in ihrem neuen Roman – eigentlich ist es ein Bündel lose verknüpfter Erzählungen –



Silke Scheuermann: „Die Häuser der anderen“. Roman.

Verlag Schöffling & Co., Frankfurt am Main 2012. 260 S., geb., 19,95 €.

auch tief in die schäbige Welt der Verlierer ein. Die beiden spielfähigen Schwulen, die im einzigen Mietshaus im Kuhl- mühlgraben eine Schreckensherrschaft als Blockwarte errichtet haben, wollen Svens Hunde mit Schokolade vergiften, um den schönen Tad- zio aus der WG im Erdgeschoss vom hetero- sexuellen Holzweg abzuführen. Gaby, die Schlampe aus dem Glätzenviertel, macht sich im Hause Taunstädt nicht nur als Putz- frau unentbehrlich, sondern auch als Bera-

terin und beste Freundin der Hausherrin und Ko-Autorin eines gemeinsamen Koch- buchs. Gabys Tochter, die Fixerbraut Brit- ney, hat eine Affäre mit Mark, dem Sorgen- kind der Taunstäts; ihre Vorgängerin war ausgerechnet Anne, Luisas unselige Nichte.

So verknüpft Scheuermann in „Die Häuser der anderen“ (die Anspielung auf den Film „Das Leben der Anderen“ ist durchaus gewollt) über mehr als ein Jahr- zehnt hinweg die Schicksale von Auf- und Absteigern: Überwacher und Überwachte, Täter und Opfer, vorlaute Kinder und überforderte Eltern, Luxusfrauen, die nur noch Trost in Alkohol, Drogen und den Dokusoaps des Unterschichtfernse- hens finden. Manche Erzählfäden hängen in der Luft, und manchmal ist das Gewe- be eher fadenscheinig; die – auf Selbster- lebtem basierende – Geschichte der bei- den Homosexuellen, deren einziger Le- bensszweck Bosheit und Psychoterror ist, etwa kommt kaum über Klischees hinaus. Aber Scheuermann gelingen auch immer wieder kühle, soziologische und psycholo- gisch dicht beschriebene Szenen und Por- träts von unglücklichen Hausfrauen und Haustieren. Und am Ende gibt es sogar so etwas wie Hoffnung, als der in New York gestrandeten Anne unversehens eine Kat- ze in den Schoß springt. Das Leben geht weiter. Nach all dem urbanen Hunde- elend ist „vielleicht jetzt die Zeit der Kat- zen angebrochen“. MARTIN HALTER

von ihrem heimatlichen Ausgangspunkt entfernen mag – Leipzig, Finnland, Kam- bodscha und Indien treten in den Blick –, sie bleibt doch immer ihrer eigenartigen, autochthonen Sprachkunst treu: Die durchgehende Kleinschreibung, der Ver- zicht auf Interpunktion, die kursiv gesetz- ten Zitate, die lustigen Neologismen und die raffinierten Zeilenbrüche führen zu überraschenden Irritationen. Denn die Verse wirken zunächst wie Anakoluthe: Man erkennt nicht gleich, ob und wo ein Satz endet und ob ein Wort noch zum vor- hergehenden oder schon zum anschließen- den Satz gehört. So wird die Lektüre zum Decodierungsunternehmen.

Es sind, alles in allem, heitere, gelegent- lich sogar übermütige Gedichte. Sie ver- fangen sich nicht in lyrischer Abgründig- keit und selbstbezogener Daseinstrauer. Sie umgehen das ominöse „lyrische Ich“ und bevorzugen stattdessen das berichte- rstattende „Wir“, wie in dem geradezu sprachwissenschaftlich grundierten Ge- dicht „grundlegende“: „dennoch gaben wir eine parole aus wie / wiesenschaum- kraut waldehrpfad heißen / wir uns ein- ander in solchen / zeiten vertraute und solchen leugneten / wir die langue ab die legende diesem / wald- und wiesenlexi- kon keine karte / ward den grundbuchein- tragungen / beigegeben in der tat / aber nahmen wir welche vor und / zugegeben verklebten wir zwittrige / blüten mit ku- ckucksspucke“. Wer das entziffert, darf sich belohnt fühlen: Er hat in ein Grund- buch gegenwärtiger Lyrik Einblick ge- nommen. WULF SEGBRECHT

Wüstenmann

Oft führen einfache Fragen zu weitrei- chenden Antworten. So etwa in Peter Strassers neuem Buch, das sich dem Ideal der Unschuld widmet. Strasser fragt: Hatte Gott die Verhältnisse im Garten Eden eigentlich gut im Griff? Die Antwort: vermutlich weniger, als man gemeinhin denkt. Andernfalls wäre es ihm als Schöpfer des Paradies- ses gelungen, die Schlange an der kur- zen Leine zu halten und Eva die Ver- führung madig zu machen. Evas Schwäche mit dem Hinweis auf den freien Willen des Menschen zu erklä- ren erleichtert die Sache keineswegs, denn frei ist der Wille, so Strasser, „wenn das Subjekt, das über ihn ver- fügt, in der Lage ist, nach Maßgabe der Gründe, die es hat, das Richtige oder Falsche, Gute oder Böse zu erkennen, um zu wissen, was es tun sollte“. Adam und Eva verfügten jedoch gerade nicht über diese Gründe. Ändern konnten sie das erst durch den Genuss der ver- botenen Frucht. Solchen triftigen Über- legungen folgen leider immer wieder lange Passagen, in denen auf peinliche Weise esoterischer Kitsch mit weihe- vollem Pathos kombiniert wird. Nach einem Zitat von Edmond Jabès heißt es: „Aus diesen Worten spricht etwas sehr Fremdes, Weitabgelegenes und mir dabei unendlich Nahes, es spricht meine Wüste Gobi, es sprechen die Katarakte in mir – es spricht so, wie sich manchmal der Wind anfühlt, der von weit her, aus den Bergen, in die Stadt einweht.“ Derartige Formausfä- lle sind deshalb besonders ärgerlich, weil der dahinter verschanzte Inhalt mitunter seinen Reiz hat. (*Peter Stras- ser: „Unschuld“. Das verfolgte Ideal.* Wilhelm Fink Verlag, München 2012. 184 S., br., 19,90 €.) span

Sachbücher in Kürze

Zeitgefühl

Es sei alles so schnell gegangen, klag- en derzeit viele Athleten, denen bei den Olympischen Spielen mit der Kon- trolle über den zeitlichen Ablauf auch der ersehnte Erfolg abhanden kam. Es fügt sich in das Bild vom engen Kon- nex von Zeitbeherrschung und Lebens- erfolg, das der Psychiater und Psycholo- ge Marc Wittmann in seiner „Kleinen Psychologie des Zeitempfindens“ zeichnet. Wer souverän mit den ver- schiedenen Zeitebenen jongliert, wird es im Leben weit bringen. Wer nur ei- nem von außen gegebenen Zeittakt hinterherläuft, wird es zwischen den Händen zerrinnen sehen. Einen Schritt weiter ist schon, wer sich den Luxus leisten kann, die nächste Tätig- keit erst dann zu beginnen, wenn er die erste abgeschlossen hat. Der Autor ist Psychologe, und sein Büchlein hat viel mit dem therapeutischen Aspekt zu tun, den Angriff der beschleunigten Gegenwart auf die Zeit abzuwehren und zu einer neuen Präsenzerfahrung vorzustoßen. Wittmann behandelt das Zeitempfinden in der Erklär- und Rat- gebersprache des modernen Neuroja- rons und begibt sich mit empirischen Studienergebnissen auf die erfolglose Suche nach einem zentralen Taktgeber im Gehirn, um dann, lebensphiloso- phisch gereift, im ganzen Körper das rechte Maß der Zeit zu finden. Die Ein- heit von Zeit und Raum, Körper und Geist und die emotionale Behaftung seien entscheidend für die Versenkung in den Augenblick. Atemtakt und Herz- schlag sind nicht das schlechteste Me- trum. (*Marc Wittmann: „Gefühlte Zeit“. Kleine Psychologie des Zeitemp- findens.* Verlag C.H. Beck, München 2012. 186 S., br., 12,95 €.) thom

Stoffatlas

Flerovium und Livermorium mussten noch mit rein. Die Namen der beiden neuesten Elemente wurden Ende Mai von der Internationalen Chemikeruni- on abgenickt, erst dann konnte der Druck der achten Auflage der Karlsru- her Nuklidkarte beginnen. Jetzt ist sie da, die aktuelle Tabelle aller bekann- ten Atomkernsorten, der sogenannten Nuklide. 3847 sind es heute, 737 mehr als in der vorangegangenen Auflage aus dem Jahr 2006. In der handlichen Schreibritzeversion füllen sie eine sich über 20 ausfaltbare Seiten erstrecken- de Anordnung aus bunten Kästchen. Es gibt sie aber auch in größerem For- mat bis hin zu einem ein mal 6,5 Meter großen „Teppich“. Es ist ein Weltatlas des Stofflichen. Denn jedes der 118 heute bekannten chemischen Eleme- te gibt es in unterschiedlich schweren und meistens instabilen Varianten, den Isotopen. Von dem noch namenlo- sen Element 118 ist heute erst ein Iso- top bekannt, von dem Element Zinn dagegen ganze vierzig. Der Karlsru- her Radiochemiker Walter Seilmann-Eg- gebrert und seine Mitarbeiterin Gerda Pfennig begannen 1958 die zu ihrer Zeit bekannten Nuklide in einer Karte zusammenzustellen, in der jedes Nu- klid schnell zu finden ist und sich seine wichtigsten Kenngrößen – zum Bei- spiel die Halbwertszeiten radioaktiver Nuklide – ablesen lassen. Die Darstel- lungsweise setzte sich weltweit durch, und heute interessieren sich dafür nicht nur Kernphysiker. Von der Medi- zin bis zur Archäologie gibt es kaum ei- nen Wissenschaftler oder Techniker, der es nicht irgendwann einmal mit nu- klaren Daten zu tun bekommt und da- bei der Karte aus Karlsruhe begegnet. (*J. Magill, G. Pfennig, R. Dreher, Z. Söör: „Karlsruher Nuklid-Faltkarte“.* Nucleonica GmbH, Karlsruhe 2012. 35,30 €.) UvR



Heimaverbunden: Judith Zander aus Anklam, hier in Frankfurt

Foto Wonge Bergmann

„zu einem Volkseigentum“ gemacht wer- den kann. Das Gedicht „Elpe, die“ charak- terisiert DDR-spezifische Befindlichkei- ten am Beispiel eines Dorfes, das einiger- maßen heruntergekommen zu sein scheint. Darauf deutet der „schandfleck“ hin, der verwahrloste Gutshof, auf dessen Ruinen man für die LPG einen „kalber- stall“ errichtet hat. Heute, so schließt das Gedicht, hört man dort morgens, wie vor- zeiten, anstelle der volkseigenen Gänse nur noch das Kreischen der Kraniche, die auf dem Flug nach Süden im nahe gelege- nen Peenetal ihren Rastplatz haben.

lerdings auch von dem „weiteren hori- zont“, der sich dem Betrachter öffnet. Hier entwickelte Judith Zander aus dem, „was mich anging“, ihre ganz eigene „art“, die, den Gezeiten entsprechend, „zu flug und flut neigt“, aber auf „unredliches reet“, wie man es am reetgedeckten „ro- mantik hotel“ mit dem Café „namenlos“ erblicken muss, drastisch „scheißt“.

Provinzielle Enge und weltläufige Wei- te schließen sich nicht aus; plattdeutsche Wendungen und viel Englischsprachiges vor allem aus der Popmusik bezeugen das. So weit sich die Autorin auch räumlich



Judith Zander: „oder tau“. Gedichte.

Deutscher Taschen- buch Verlag, München 2011. 98 S., br., 11,90 €.